

Wie wir den Tod managen

Angst vor dem Sterben hatten die Menschen zu allen Zeiten. Doch noch nie hatten die Menschen so wenige Möglichkeiten, diese Angst zu bewältigen, wie heute. Die gesellschaftlichen Veränderungen des 20. Jahrhunderts haben den Menschen alle Hilfen genommen, die ihnen ein »Sterben in Würde« ermöglichten: Die Erfahrung des Todes, die Solidarität der Familie, die Hoffnung des Glaubens und den Trost von Ritualen.

Von Matthias Lochner

Six feet under – Gestorben wird immer« lautet der Titel einer US-amerikanischen Fernsehserie, die auch hierzulande erfolgreich im Fernsehen ausgestrahlt wurde. Und es stimmt, gestorben wird und wurde immer. Neu sind allenfalls die hohen Ansprüche, die Menschen heutzutage selbst an das Sterben stellen: Schnell soll es gehen, frei von Schmerzen, erst im hohen Alter, aber bei guter Gesundheit und – wenn möglich – im Kreis der Familie.

Doch die Realität sieht in Deutschland anders aus: Während der Tod Anfang des 20. Jahrhunderts etwa 80 Prozent der Menschen zu Hause ereilte, ist es heutzutage nur noch einem Fünftel vergönnt, im eigenen Heim zu sterben. Und das, obwohl acht von zehn Menschen gerne zu Hause sterben würden. So sind nach Angaben des Statistischen Bundesamtes in Wiesbaden im Jahr 2007 insgesamt 827.155 Deutsche verstorben. Der Krankenhausstatistik zufolge starben im gleichen Jahr 393.402 Menschen im Krankenhaus. Unter diesen sind auch einige, die nicht die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen, sich also im Urlaub befanden oder mit der Absicht angereist waren, sich in deutschen Kliniken behandeln zu lassen. Ihre Zahl ist nach Auskunft des Statistischen Bundesamtes allerdings sehr gering. Angenommen, unter den im Krankenhaus Verstorbenen waren 8.402 Personen ohne deutsche Staatsangehörigkeit, dann blieben immer noch 385.000 Deutsche, die ihren letzten Atemzug in einem Krankenhaus taten. Das bedeutet: Mehr als 45 Prozent der Deutschen sterben im Krankenhaus. Eine vergleichbare Statistik

von Sterbefällen in Alten- und Pflegeheimen liegt zwar nicht vor, Experten, wie der Sterbeforscher Franco Rest und der Palliativmediziner Prof. Dr. Christoph Student, gehen jedoch davon aus, dass lediglich 20 Prozent der Menschen – im Jahr 2007 wären dies 165.000 gewesen – im eigenen Heim dem Tod erliegen. Demnach wären 2007 rund 277.000 Menschen in Pflegeheimen verstorben. 80 Prozent der Menschen – mit steigender Tendenz – ereilt der Tod heute also nicht im Kreise ihrer Familie im eigenen Heim, sondern im Krankenhaus oder Pflegeheim, oft multimorbid und viel zu häufig auch allein.

Ein Grund für diese Entwicklung ist die steigende Lebenserwartung: Während die im Jahr 1900 Geborenen im Durchschnitt nur 40,56 Jahre (Männer) beziehungsweise 43,97 Jahre (Frauen) alt wurden, gibt das Statistische Bundesamt die durchschnittliche Lebenserwartung der Neugeborenen in Deutschland derzeit mit 76,89 Jahren für Männer und 82,25 Jahren für Frauen an.

Die Folge: Durch die gestiegene Lebenserwartung, die wiederum eine Folge des medizinischen Fortschritts ist, erleben wir das Sterben wichtiger Bezugspersonen oft erst im späten Erwachsenenalter. Das gilt besonders für den Tod von Kindern. So ist die Anzahl tot geborener Kinder von 24.857 im Jahr 1950 auf 2.371 im Jahr 2007 zurückgegangen. Die Kindersterblichkeit, das heißt die Anzahl der Kinder, die im ersten Lebensjahr versterben, sank im gleichen Zeitraum von 67.175 (1950) auf 2.656 (2007). Die immens gestiegene durchschnittliche Le-

benserwartung erweckt – zusätzlich forciert durch entsprechende Beiträge in den Massenmedien – den Eindruck, sterben würden nur alte Menschen. Dies führt zu dem Irrglauben, es sei erst ab einem bestimmten Alter – ab 75 Jahre aufwärts – »in Ordnung« zu sterben. Wer früher stirbt, als es der durchschnittlichen Lebenserwartung entspricht, der – meinen nicht wenige Menschen – sei zu kurz gekommen. Ferner hat der medizinische Fortschritt dazu geführt, dass die Lebensspanne (künstlich) verlängert werden kann. Während zum Beispiel Tuberkulose oder Herzprobleme heute meist problemlos behandelt werden können, bedeuteten diese Krankheiten vor hundert Jahren noch ein sicheres Todesurteil. Die Kehrseite dieser Entwicklung ist freilich, dass es immer wieder auch Patienten gibt, die von Ärzten, die Lebensverlängerung um jeden Preis betreiben, »gewaltsam am Sterben gehindert werden«, wie der Philosoph Robert Spaemann einmal kritisierte.

Fortschritt auf der einen, Verluste auf der anderen Seite. Verloren gegangen sind zu einem großen Teil auch die Sterberituale, was sich vor allem auf die Entchristlichung der Gesellschaft zurückführen lässt und dem mit ihr einhergehenden Verschwinden religiöser Vorstellungen von einem Leben nach dem Tod. Selbst wer nicht von einer schwindenden Religiosität sprechen möchte, kommt nicht umhin, den starken Rückgang der Kirchenbindung zu konstatieren. Das belegen beispielsweise die Statistiken, die jährlich von der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) herausgegeben werden.

Während demnach im Jahr 1950 noch mehr als die Hälfte aller Katholiken regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst besuchte (50,4 Prozent), zählten im Jahr 1970 noch etwa 37,4 Prozent zu den wöchentlichen Gottesdienstbesuchern. Im Jahr 1990 nahm immerhin noch mehr als ein Fünftel der Katholiken (21,9 Prozent) regelmäßig am Gottesdienst teil, während im Jahr 2007 nur noch 13,7 Prozent der 25,5 Millionen katholischen Christen in Deutschland regelmäßig zur sonntäglichen Messfeier gingen. In der evangelischen Kirche zeigt sich ein ähnliches Bild. Hier ist der Anteil der regelmäßigen sonntäglichen Gottesdienstbesucher sogar noch geringer. Bei einer Erhebung im Jahr 2005 besuchten nur etwa 3,7 Prozent der 25,4 Millionen evangelischen Christen den Sonntagsgottesdienst. Selbst am Karfreitag (4,6 Prozent) und am Erntedankfest (8,3 Prozent) besuchte noch nicht einmal ein Zehntel der Protestanten den Gottesdienst. Die Anzahl der katholischen Trauungen, also mit mindestens einem katholischen Partner, sank ebenfalls kontinuierlich von 106.739 (im Jahr 1991) über 68.102 (1999) auf 49.393 (2007). Bezogen auf alle Eheschließungen dieser Jahre in Deutschland sank der Anteil katholischer Trauungen von 23,5 Prozent (1991) über 15,8 Prozent (1999) auf 13,4 Prozent (2007).

Ähnliches gilt auch für Bestattungen. Ein Geistlicher ist hier nicht mehr unbedingt gefragt. Einer Umfrage der »Verbraucherinitiative Bestattungskultur Aeternitas« zufolge, wollten im Jahre 1999

noch 80 Prozent der Bundesbürger traditionell beigesetzt werden. Heute entspricht jedoch jede zweite der knapp über 800.000 Bestattungen nicht mehr dem

die Asche Verstorbener mittlerweile auch aus einem Heißluftballon in alle Winde verstreut oder mit einer Feuerwerksrakete gen Himmel geschickt werden. Fuß-

DANIEL RENNEN / REIDER MEDIENAGENTUR



Die Gläubigen schwinden: Selbst am Sonntag bleiben in den Kirchen viele Bänke leer.

traditionellen Beerdigungsmuster. Das Abschiednehmen wird bunter. Statt eines Pfarrers geht immer häufiger ein freischaffender Trauerredner hinter dem Sarg her. Auch anonyme Bestattungen erfreuen sich zunehmender Beliebtheit: Ihr Anteil wird auf rund 15 Prozent geschätzt. Neben der verbreiteten Seebestattung kann

ballfans können ihrem Verein sogar über den Tod hinaus die Treue halten, indem sie ihre Asche auf dem Stadionrasen verstreuen lassen. Dazu passt, dass diversen Umfragen zufolge maximal noch die Hälfte der Befragten an ein Weiterleben nach dem Tod glaubt; und das nicht unbedingt in einem christlich Sinne, sondern beispielsweise auch in Form der Wiedergeburt. Dabei ist der Glaube an ein Weiterleben bei jüngeren Menschen noch weniger, dafür aber umso mehr bei Schwerkranken ausgeprägt.

Neben der abnehmenden Bedeutung der christlichen Religion dürfte auch der Zerfall von Ehe und Familie wesentlich zum veränderten Umgang mit Sterben und Tod beigetragen haben. Es werden immer weniger Kinder geboren, die Single-Haushalte sind exponentiell angestiegen, die Scheidungszahlen werden immer höher und die Eheschließungen nehmen demgegenüber ab. Während es im Jahr 1950 bundesweit 750.452 Eheschließungen und 1.116.701 Geburten gab, wurden 1970 genau 575.233 Ehen geschlossen und 1.047.737 Kinder geboren. Zwanzig Jahre später gab es noch 516.388 Eheschließungen und 905.605 Geburten, während im Jahr 2007 nur noch 684.862 Kinder geboren und 368.922 Ehen geschlossen wurden. Im selben Jahr wurden 187.072 Ehen wieder geschieden, das heißt, etwa jede zweite Ehe scheiterte.

Katholiken und durchschnittlicher Besuch der Gottesdienste in Deutschland

Jahr	Katholiken in 1.000	Gottesdienstteilnehmer in 1.000	in %
1950	23.195	11.693	50,4
1960	25.804	11.901	46,1
1970	27.194	10.159	37,4
1980	26.713	7.769	29,1
1990	28.252	6.190	21,9
2000	26.817	4.421	16,5
2007	25.461	3.492	13,7

Quelle: Deutsche Bischofskonferenz, Bonn

Ein weiterer Indikator für die Erosion der Familie sind die Haushalte der Bundesbürger, die den Zahlen des Statistischen Bundesamtes zufolge von 19,5 Millionen (1961) über 24,8 Millionen (1980) auf 39,7 Millionen (2007) Haushalte stark zugenommen haben. Das liegt sowohl daran, dass die Haushalte mit fünf und mehr Personen seit 1961 um knapp die Hälfte von 2,8 auf 1,5 Millionen gesunken sind, als auch daran, dass die Einpersonenhaushalte von vier auf mehr als 15 Millionen, die Zweipersonenhaushalte

Die Zahlen zeigen, dass es das Mehr-Generationen-Haus kaum noch gibt

von etwas mehr als fünf auf 13,5 Millionen sowie die Drei- und Vierpersonenhaushalte jeweils um etwa eine Millionen auf 5,3 bzw. 4,1 Millionen zugenommen haben. Der Prozentsatz der Haushalte mit fünf und mehr Personen ist demnach von 14,3 Prozent im Jahr 1961 über 8,8 Pro-

in Deutschland laut einer repräsentativen Studie der Online-Partneragentur »Parship« im Jahr 2005 11,2 Millionen. Die Studie, für die mehr als 2.500 Personen in der relevanten Altersgruppe von 18 bis 69 Jahren befragt wurden, erkundigte sich nicht nach dem Status des Haushaltes, sondern stellte die Frage »Besteht eine Partnerschaft oder nicht?« und definierte Singles als »Personen ohne feste Partnerschaft«.

Diese Zahlen zeigen deutlich, dass es das früher weit verbreitete Mehr-Generationen-Haus, in dem ein Ehepaar zusammen mit den Kindern und den eigenen Eltern zusammenlebte, heutzutage kaum noch gibt. Statt zu Hause, gepflegt durch die eigenen Kinder, verbringt ein Großteil der alten Menschen den Lebensabend im Alten- oder Pflegeheim. Das, was üblicherweise früher von der Familie geleistet wurde, muss heute von Pflegerinnen und Pflegern übernommen werden. Sei es, weil es gar keine Familie mehr gibt, sei es, weil Angehörige mit dem Alten, Schwachen und Kranken nichts mehr zu tun haben wollen, sei es, weil die Verwandten im Ausland leben, sei es, weil

des) aufgezeigt. In zwanzigjähriger Forschungsarbeit hat Ariés eine Fülle archäologischer, literarischer und liturgischer Quellen gesichtet, Sterberiten und Bestattungsbräuche untersucht, die Geschichte der großen städtischen Friedhöfe studiert und zahlreiche Testamente durchforscht. Entstanden ist eine Geschichte der Einstellungen des Menschen zum Tod und zum Sterben. Hier machte der Historiker gerade für das 20. Jahrhundert einschneidende Veränderungen aus. Demnach sei der Tod, an dem die ganze Sippschaft oder gar das ganze Dorf Anteil genommen habe und der früher noch öffentlich-zeremoniell gewesen sei, mehr und mehr zur Privatsache der engsten Verwandten geworden. Auch das Trauern um die Verstorbenen habe sich stark verändert: Während die gemeinsame Trauer um den Verstorbenen und das Sich-Trost-Spenden in früheren Zeiten wie selbstverständlich öffentlich stattgefunden habe, werde heute zum Beispiel meist darum gebeten, von Beileidsbekundungen am Grabe abzusehen. In Frankreich wurde 1970 gar das Defilee, der Vorbeimarsch der Kondolierenden am Grab, abge-

Eheschließungen, Geborene und Gestorbene in Deutschland

Jahr	Eheschließungen	Lebendgeborene	Totgeborene	Gestorbene	Überschuss Geborener bzw. Gestorbener (-)
1950	750.452	1.116.701	24.857	748.329	368.372
1960	689.028	1.261.614	19.814	876.721	384.893
1970	575.233	1.047.737	10.853	975.664	72.073
1980	496.603	865.789	4.954	952.371	- 86.582
1990	516.388	905.675	3.202	921.445	- 15.770
2000	418.550	766.999	3.084	838.797	- 71.798
2007	368.922	684.862	2.371	827.155	- 142.293

Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden

zent im Jahr 1980 auf 3,7 Prozent im Jahr 2007 gesunken, während der Anteil der Einpersonenhaushalte im gleichen Zeitraum von 20,6 Prozent (1961) über 30,2 Prozent (1980) auf 38,7 Prozent (2007) zugelegt hat. Rechnet man diejenigen heraus, die zwar alleine in einem Haushalt, aber dennoch in einer Partnerschaft leben, bleiben immerhin noch rund 15 Prozent der Gesamtbevölkerung alleinstehend. So betrug die Zahl der Alleinstehenden

sie beruflich derart eingespannt sind, dass keine Zeit für die Eltern, den Onkel oder die Tante bleibt. Die Zahl der Menschen, die ohne Angehörige oder enge Freunde den letzten Weg alleine gehen, nimmt mehr und mehr zu.

Der französische Mediävist Philippe Ariés (1914-1984) hat diese Entwicklungen bereits 1978 in seinem bahnbrechenden kulturhistorischen Werk »L'homme devant la mort« (Die Geschichte des To-

schafft. Ariés spricht auch von einer gegenseitigen Lüge, die unseren Umgang mit Schwerkranken prägte: Die Angehörigen und der Hausarzt teilten dem im Sterben Liegenden häufig nicht mit, wie schlecht sein Zustand tatsächlich ist, weil man meine, ihm das nicht zumuten zu können. Der Patient hingegen spüre, dass er im Sterben liegt und es zu Ende geht, äußere dies allerdings nicht gegenüber den Angehörigen, um ihr »Spiel« mitzu-

spielen. Anstatt gemeinsam über den bevorstehenden Tod zu sprechen und Abschied voneinander nehmen zu können, machten sich der Schwerverrannte und die Angehörigen gegenseitig etwas vor. Dieses Spiel sei ein Symptom von Verdrängung und Angst. Wir haben – so Ariés – den Tod in unserer hochtechnisierten Gesellschaft verbannt und zuneh-

tientenverfügungen also kaum geeignet zu sein.

Wie immer man den medizinischen Fortschritt, das Verschwinden von Sterberiten und die Auflösung von Ehe und Familie auch bewerten mag, fest steht, dass diese Entwicklungen einen immensen Einfluss darauf haben, wie eine Gesellschaft mit dem Sterben und dem Tod

und ein »menschlicheres« Sterben als üblich ermöglichen will. Dabei spielen nicht nur eine optimale Gestaltung der Umgebung und die emotionale Anteilnahme anderer eine Rolle. Es geht auch um eine umfassende Sterbebegleitung durch intensive Gespräche lange Zeit vor dem Sterben, Körperkontakt bis zuletzt und die Ermöglichung eines schmerzfrei-

Haushalte in Deutschland nach Haushaltsgrößen

Jahr	Haushalte insgesamt in 1.000	davon (%)				
		1-Personen-haushalte	2-Personen-haushalte	3-Personen-haushalte	4-Personen-haushalte	5-Personen- und mehr Haushalte
1961	19.460	20,6	26,5	22,6	16,0	14,3
1970	21.991	25,1	27,1	19,6	15,2	12,9
1980	24.811	30,2	28,7	17,7	14,6	8,8
1990	28.175	35,0	30,2	16,7	12,8	5,5
2000	38.124	36,1	33,4	14,7	11,5	4,4
2007	39.722	38,7	34,0	13,4	10,3	3,7

Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden

mend bürokratisiert, bis hin zu einem »management of death«.

Ein aktuelles Beispiel für das Management des Todes sind so genannte Patientenverfügungen, mit denen Menschen auch noch ihr Sterben in die eigene Hand nehmen wollen; Verfügungen, in denen einwilligungsfähige Menschen für den Moment, indem sie sich nicht mehr äußern können, vorsorglich festhalten, welche Behandlungen bei ihnen im Falle einer bestimmten Krankheit durchgeführt und welche unterlassen werden sollen. Und das, obwohl »Wünsche eines Menschen in gesunden Tagen nur schwer übertragen werden können auf seine Bedürfnisse und Ansprüche im Zustand schwerer Krankheit«, wie der Palliativmediziner Prof. Dr. Christoph Student weiß. Der Onkologe und Chefarzt Dr. Stephan Sahn hat in einer empirischen Studie sogar zeigen können, dass bei Patienten ein Perspektivenwechsel stattfindet und sich ihre Behandlungswünsche ändern, sobald bei ihnen eine bedrohliche Krankheit diagnostiziert wird. Konfrontiert mit einer solchen Diagnose, sind die meisten Menschen durchaus bereit, Belastungen durch Therapien in Kauf zu nehmen, die sie in gesunden Tagen noch abgelehnt haben. Um ein »Sterben in Würde« zu ermöglichen, scheinen Pa-

umgeht. Die Rufe nach aktiver Sterbehilfe kommen denn auch nicht von ungefähr, sondern sind eine unmittelbare Folge eines veränderten Umgangs mit Sterben und Tod, den Ariés so detailliert untersucht hat. Letztlich haben die im 20. Jahrhundert massiv veränderten Rahmenbedingungen und die mit ihnen einhergehende Tabuisierung und Verdrängung des Todes dazu geführt, dass uns Tod und Sterben zunehmend zu überfordern drohen. Die Angst, die Menschen zu allen Zeiten vor dem Sterben besaßen, lässt sich ohne ein natürliches Erleben von Sterben und Tod, ohne den Schutzraum der Familie, ohne den Trost von Sterberitualen und die Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod kaum bewältigen. Insofern sollte der Ruf nach Sterbehilfe auch nicht als Ausdruck von Freiheit verstanden werden, sondern als ein Akt der Verzweiflung, mit dem Menschen versuchen, der Angst vor dem Tod doch noch Herr zu werden.

Weil dies jedoch ein aussichtsloses Unterfangen darstellt, ist es umso nötiger, Menschen im Sterben und Tod beizustehen, und Sterben und Tod wieder von den Rändern in die Mitte der Gesellschaft zu holen. So wie dies etwa die wachsende Hospizbewegung macht, die das Sterben enttechnisiert und den Tod enttabuisiert

en Sterbens durch die Errungenschaften der Palliativmedizin.

Anstatt den Tod zu verdrängen und vor ihm die Flucht zu ergreifen, sollten wir uns also aktiv mit ihm auseinandersetzen, ihn wieder als Teil des Lebens begreifen und ihm einen entsprechenden Platz in unserer Gesellschaft einräumen. Dann wird das ersehnte »Sterben in Würde« tatsächlich möglich sein und die verzweifelten Rufe nach Euthanasie werden möglicherweise verstummen.

IM PORTRAIT

Matthias Lochner

Der Autor, Jahrgang 1984, studiert Deutsch, Geschichte und Katholische



Theologie für das Lehramt an Gymnasien und Gesamtschulen an der Universität zu Köln. Er ist seit 2001 Mitglied der ALfA. Im

Mai 2008 wurde er zum Vorsitzenden der »Jugend für das Leben« (JfL), der Jugendorganisation der ALfA, gewählt. Als freier Journalist publiziert Matthias Lochner regelmäßig auch in LebensForum.